

Pfarrerin Monika Renninger - Es gilt das gesprochene Wort -  
Gottesdienst / Estomihi / 27. Februar 22. Stiftskirche  
Predigttext: Mk. 8,31-36

„Es ist das Wesen des Krieges, Leben zu töten und Sinn zu zerstören. Deswegen müssen Worte notwendig scheitern, weil sie sich letztlich auf Sinn beziehen. Deswegen stoßen all unsere Versuche menschlicher Verarbeitung an ihre Grenzen, wenn dieser menschengemachte Dämon wieder einmal erstanden ist. Die Reden von Putin, welche die Aggression mit kruden Beschuldigungen rechtfertigen soll(t)en, waren und sind selbst unerträgliche verbale Gewaltexzesse. Anspielung auf Vergewaltigung, Absprache von Eigenständigkeit, Beschimpfungen. Über viele Kanäle wird dieses Gedankengift verbreitet, auch in Deutschland – von einem Menschen, der die Zivilgesellschaft in seinem eigenen Land unterdrückt, Menschen bei Friedensdemonstrationen verhaften lässt. Nicht Russland ist im Krieg, nicht die russische Bevölkerung, sondern eine repressive, korrupte russische Regierung. ... Gerade angesichts der Sinnwidrigkeit des Krieges ist es wichtig, der Gewalt nicht das letzte Wort oder – besser gesagt – die Zerstörung der Worte zu lassen. Es ist wichtig, gegen die Gewalt zu beten, zu reden, zu leben, zu arbeiten. Immer wieder und weiter. Auch dann noch, wenn es zu spät ist – bis es wieder aufhört, zu spät zu sein.“ (aus dem Blog von Dr. Thorsten Latzel, Präses der Ev. Kirche im Rheinland, 26.02.22)

Mit Krieg gewinnt man die Welt nicht. Man zerstört sie.  
Wer mit Krieg und Gewalt die Welt gewinnen will, nimmt Schaden an seiner Seele.

Ich hebe den zweiten Teil des Predigttextes für diesen Sonntag heraus. Ich höre diesen als einen Zwischenruf Jesu in die Macht- und Gewaltdemonstrationen aller Zeiten, auch unserer Zeit, hinein:

*(Mk. 8,34-38)*

*Jesus fing an, sie zu lehren: Der Menschensohn muss viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen.*

*Und er redete das Wort frei und offen. Und Petrus nahm ihn beiseite und fing an, ihm zu wehren.*

*Er aber wandte sich um, sah seine Jünger an und drohte Petrus und sprach: Geh weg von mir, Satan! Denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.*

*Dann rief er das Volk zu sich samt seinen Jüngern und sprach zu ihnen: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten.*

*Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden? Denn was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?*

Allzu oft wurden in der Geschichte der Kirche diese Worte missbraucht, um Menschen salbungsvoll niederzudrücken, wenn sie versuchten, mit ihrer Lebenslast fertig zu werden. Sprüche wie der vom Kreuz-auf-sich-Nehmen haben Menschen zu allen Zeiten darin bestärkt, sich resigniert ins vermeintlich Unvermeidliche zu fügen. Aufbegehren und Widerstand gegen die Last ihres Lebens galt als Frevel gegen ein gottgewolltes Schicksal.

Das mit dem Sich-selbst-Verleugnen ist zum falschen Trost dafür geworden, dass sich Menschen in ihr Schicksal fügen sollen. Doch braucht es wirklich noch mehr Menschen, die sich selbst nicht leiden können? Noch mehr Menschen – vor allem Frauen haben das gelernt - die meinen, sich aufopfern und unsichtbar machen zu müssen, um jemand zu sein? Bis zur Unterwürfigkeit und Selbstqual kann das gehen. Das Widersprüchliche ist: Sie machen sich damit ja gar nicht unsichtbar, sondern sorgen im Gegenteil durch ihr beteuertes Selbstverleugnen dafür, dass man sich ständig mit ihnen beschäftigt.

Können die unpopulären Worte Selbstverleugnung und sein Kreuz Auf-sich-Nehmen neu gedacht werden? - Als Zwischenruf Jesu in die Macht- und Gewaltdemonstrationen aller

Zeiten, auch unserer Zeit, hinein gehört werden? Als Gegengedanke zu dem, was heute in unserer Gesellschaft gilt und anerkannt wird: das Sich-Selbst-Behaupten, das Gewinnen-Wollen, am besten gleich die ganze Welt. Laut oder leise wird gesagt: Wer heute in der Welt bestehen will, gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich, sportlich ..., muss zu den Gewinnern gehören wollen.

Wer das „Gewinn-Haben“ anders verstehen lernen will muss sich auf den Weg machen von der Haltung: „Gewinner sein wollen“ zur Erkenntnis „Ich habe Gewinn daraus“.

Schritt eins:

Die Frage verlernen: Warum sollte ich das tun, was bringt mir das? Denn in dieser Frage steckt der Gedanke: Mein Einsatz muss sich rechnen, wenn schon nicht in Geld, dann doch in Vergünstigungen oder in Anerkennung, im Vorgriff auf Rückleistungen oder im Gefühl, ein anderer ist abhängig von meiner Hilfe.

Schritt zwei: Gerne damit leben, dass mein helfender oder stützender Einsatz mir erst einmal nichts bringen könnte.

Das kennen alle, die sich für eine Sache engagieren, die ihnen am Herzen liegt. Im Verein, in der Kirchengemeinde, in der Schule. Wer sich engagiert, verzichtet nicht auf den Gewinn an einer Sache, aber beschreibt ihn anders, denkt ihn neu. Und hat es hoffentlich schon erlebt: Wo Engagement und persönlicher Gewinn zusammengehen, profitieren alle. Jeder gewinnt. Das sind Gewinne, für die man nicht mit dem Herzen und der Seele büßen muss.

Schritt drei: Das Helfen und Danken und Empfangen auf einen fröhlichen Weg schicken, der erst einmal weg von mir führt.

Damit bricht man bewusst das System auf, das auf Wechselseitigkeit gerichtet ist. Man sucht also nicht den unmittelbaren Profit für sich, so nach dem Motto: Wenn ich das tue, profitiere ich von dir, weil du mir dann etwas schuldig bist. Stattdessen lässt sich ausprobieren, wie es anders geht: Das Engagement muss nicht wie in einem Ping-Pong-Spiel nur zwischen zweien hin und her springen, nach dem Prinzip: eine Hand wäscht die andere. Sondern: Das eigene Engagement kann wie in einem Dominospiel etwas anstoßen. Dann geht es von mir zum Anderen, vom Anderen zum Nächsten und so weiter. Irgendwann kommt es auch wieder bei mir an, hat andere einbezogen und ein Netz von unsichtbaren Beziehungen geknüpft.

Schritt vier: Sich umschauen und erkennen: Ich bin nicht allein. Andere machen das auch so.

*Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden? Denn was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?*

Die russische regierungskritische Schriftstellerin Ljudmila Jewgenjewna Ulitzkaja, 79, hat gerade in einem schmalen Band ein Filmskript veröffentlicht, das eine historische Begebenheit von 1939 in Moskau nacherzählt: „Eine Seuche in der Stadt“ (Hanser-Verlag, 2021) - ein Arzt begibt sich mit dem Erstinfizierten in Quarantäne und unterbricht durch sein persönliches Opfer die Infektionskette eines drohenden Ausbruchs der Lungenpest.

Ljudmila Ulitzkaja ist die Letzte einer jüdischen Großfamilie, in deren Schicksalen sich die Katastrophen des 20. Jahrhunderts spiegeln: Der Urgroßvater, der sein Leben lang als einziges Buch die Thora las, dessen Kiewer Uhrmacherwerkstatt beim Pogrom von 1905 verwüstet wurde, Großvater Jakov wie auch Großvater Ulitzkij, die – zusammengezählt – 30 Jahre in Gefängnissen und Lagern der Stalinzeit verbrachten.

Die Kiewer Freunde der Großeltern – revolutionäre Studenten, Idealisten und Romantiker, die fast alle 1941 von der SS in Babij Jar ermordet wurden. Mütterlicherseits die Familie Ginsburg, die im Krieg nach Baschkirien evakuiert worden war, wo Großmutter Jelena mit einer Ziege und der mitgenommenen Singer-Nähmaschine die Familie durchbrachte. Dort

wurde die Autorin geboren. Einigen Vorfahren gelang es, aus ihrem provinziellen Milieu auszubrechen, Schauspieler oder Literaten zu werden, andere kämpften immer nur ums Überleben. Ihre Familiengeschichte und Herkunft machen verständlich, dass die Schriftstellerin zu einer der wichtigen „Kulturträgerinnen“ Russlands geworden ist, die auch im politischen Tagesgeschehen ihre Stimme erhebt.

In einem Interview über sie heißt es: „Sie verkörpert damit die besten Traditionen der alten russischen Intelligenzija, die heute zu verschwinden drohen: Ein aus festen ethischen Grundhaltungen erwachsendes soziales und politisches Engagement, bei dem sich die Distanz zur herrschenden Macht von selbst versteht.“ (Deutschlandfunk, 07.12.2015)

Auch gerade deshalb kann Ljudmila Ulitzkaja zu den jüngsten deprimierenden Entwicklungen in ihrer Heimat nicht schweigen: „Ich lebe in Russland. Ich bin eine russische Schriftstellerin jüdischer Herkunft und christlicher Prägung. Mein Land hat gegenwärtig der Kultur, den Werten des Humanismus, der Freiheit der Persönlichkeit und der Idee der Menschenrechte, einer Frucht der gesamten Entwicklung der Zivilisation, den Krieg erklärt. Mein Land krankt an aggressiver Unbildung, Nationalismus und imperialer Großmannssucht. Ich schäme mich für uns alle, für unser Volk, das seine moralische Orientierung verloren hat.“

Eigentlich habe sie wie viele andere geglaubt, dass ihre Generation, die während des Zweiten Weltkrieges geboren worden sei, das Glück habe, "ohne Krieg bis zum Tod" zu leben und "wie im Evangelium versprochen, friedlich, schmerzlos und mit sich im Reinen" zu sterben. Aber jetzt sehe es leider danach aus, dass daraus nichts werde, schreibt Ljudmila Jewgenjewna Ulitzkaja in einem Beitrag für die regierungskritische russische Zeitung "Nowaja Gaseta": "Schmerz, Angst, Scham – das sind die Gefühle von heute. Schmerz – weil der Krieg die Lebenden trifft – Pflanzen und Bäume, Tiere und ihre Nachkommen, Menschen und ihre Kinder. Angst - weil es einen allgemeinen biologischen Instinkt gibt, der darauf abzielt, das eigene Leben und das Leben der Nachkommen zu erhalten. Schande - denn die Verantwortung der Führung unseres Landes für die Schaffung dieser Situation, die mit großen Katastrophen für die gesamte Menschheit behaftet ist, liegt auf der Hand." Die Verantwortung für das, was gerade geschehe, trügen alle Zeitgenossen dieser Epoche, die es versäumt hätten, den Krieg vorherzusehen und zu verhindern: "Es ist notwendig, den Krieg zu beenden, der jede Minute neu aufflammt, und den Propagandalügen zu widerstehen, die von den Medien über unsere Bevölkerung ausgeschüttet werden." (Zitate aus Manuskript BR KulturBühne, 26.2.22)

*Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden? Denn was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?*

Der Zwischenruf Jesu in die Macht- und Gewaltdemonstrationen aller Zeiten, auch unserer Zeit, hinein, spricht Mut zu: Ich muss nicht die Welt gewinnen. Ich habe das, was wirklich zählt, schon bekommen: meine Stärken; meine Kraft, die größer wird, wenn ich sie mit anderen teile; den Trost, dass ich in meiner Unvollkommenheit und in meiner Schwäche dennoch geliebt bin. Ich habe die Gabe des Mitleidens und Mitfühlens bekommen und die Zuversicht, dass ich in all dem wachse und reife. Ich habe die Hoffnung ins Herz gepflanzt bekommen, dass Gott Liebe ist und uns in Liebe zu sich zieht.

Jesus verspricht nicht Nichts denen, die Abstand nehmen vom selbstbezogenen menschlichen Gewinnstreben, vielmehr verspricht ihnen das Leben. Was könnten wir mehr wollen? Amen.